

Die Zahl der geparkten Pferdekutschen nahm zu, die offensichtlich auf Touristen warteten. Das empfand ich als ein gutes Zeichen, wusste ich doch durch Reiselektüre, dass die meisten dieser Gefährte am Djemaa el Fna zu sehen sein würden, wie der von mir gesuchte Platz seit Menschengedenken und heute noch heißt. Der Name deutet die barbarische Geschichte an, die mit diesem Ort verbunden ist, übersetzt heißt das „Platz der Gehenkten“ oder Geköpften. Dann erspähte ich auf der rechten Seite einen Turm, der mir erschien wie die Abbildung der Koutubia Moschee in einem Marokkobuch. Das Gewirr wurde stärker, ich begann unsicher zu werden, suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, mein großes Gefährt zu parken, als ich endlich den Platz vor mir sah. Es hatte bereits angefangen zu dämmern. Sollte ich dort halten – oder besser weiterfahren? Irgendetwas schien zu brennen. Was war dort geschehen? Ein Feuer? Ein Unfall? Etwa eine Explosion? Die umstehenden Menschenmassen schienen allerdings nicht aufgeregt und ich erkannte kein Blaulicht, keine Krankenwagen oder Uniformierte, die den Verkehr lenkten, wie das bei Unglücken doch überall auf der Welt üblich ist.

Erst als ich an einer riesigen Palme vorbeigefahren war, die am Straßenrand meinen Blick behindert hatte, erkannte ich die Ursache des Rauchs, der in unzähligen kleinen Säulen zum Himmel aufstieg, wo sie, in einer einzigen Wolke vereinigt, sich wabernd über den gesamten Platz ausbreiteten. Eine nicht zu schätzende Zahl an Essensständen mit Beleuchtungen aus rohen Glühbirnen bewirkte Dämpfe und Rauch. Dann roch ich Speisen, eine Mischung aus Grillfleischduft und süßsaurem Undefinierbarem. Ich musste einen Platz zum Parken finden, aber wo in diesem Gewühl? Ich blickte mich um und konnte auf der linken Seite einen allerdings überfüllten Parkplatz direkt vor einer Polizeistation erkennen. Dort dürfte ich ganz sicher nicht stehen, das war mir klar. Also müsste ich wohl

erst einmal wegfahren vom Djemaa el Fnaa, bevor ich ihn würde zu Fuß erkunden können. Ich hielt kurz an, um mich nach einer Ausfahrt umzusehen. Da kam jemand auf mich zugerannt, heftig winkend.

„Ja, ich fahr ja schon weiter“, dachte ich mir, „ich weiß ja, dass ich hier nicht stehen darf, nur Geduld“. Aber der Mann hatte keine und rannte auf mein Auto zu, machte nun Handbewegungen mit einem Arm, die mir bedeuteten, stehenzubleiben. Mit dem anderen deutete er auf die Polizeistation. Nein, das war kein Polizist, der trug einen grauen Arbeitskittel und keine Uniform, hatte keine Dienstmütze auf dem Kopf. Sollte ich mit meinem Unimog etwa doch jemanden unbemerkt geschädigt haben und der Mann wollte mit mir zur Polizei gehen? Auch das noch!

Nun hatte mich der Mann fast erreicht, hinter mir hupten die Autos noch mehr als sonst schon. Ich wusste, dass ich den Verkehr behinderte. Aber ich konnte doch nicht einfach weiterfahren, das würde ja wie Fahrerflucht aussehen, ging mir durch den Kopf. Egal, ich musste einfach warten, bis der Mann bei mir war. Der schlug jetzt mit der Faust an meine Fahrertür, erklimmte die Trittstufe, sah mir ins Gesicht, sprang dann wieder hinunter, machte Anstalten, in die Richtung zu gehen, aus der er gekommen war, hielt mit der linken Hand den Verkehr auf, während mir der rechte Arm hinter seinem Rücken gehalten, herrische Zeichen gab, ihm zu folgen. Was würde das noch werden? Wie würde dieser Tag enden? Ich wollte doch nur Mrksch sehen, sonst nichts und nun das. Ich begann innerlich zu zittern, blieb aber routinemäßig äußerlich ruhig und lenkte mein Gefährt durch Menschenmassen, zwischen eng geparkten Autos hindurch immer dem weiter strengen Zeichen gebenden offensichtlich sehr aufgebrachten Mann hinterher. An einer Stelle direkt vor dem Haupteingang der Polizeistation blieb er stehen wie ein Lotse auf dem

Flugfeld, hob beide Arme in die Luft, kreuzte sie, um sofort beide Hände mit gespreizten Fingern, die Handinnenflächen mir zugewandt, auseinanderzureißen. Das sollte STOPP bedeuten, so viel war mir klar. Dann kam er zur Fahrertür und winkte mich herrisch heraus. Mit etwas zittrigen Beinen kletterte ich zu ihm hinunter, der schon in die linke Außentasche seines Kittels gegriffen hatte, einen etwas zerfledderten Notizblock hervorzog, mit der rechten schmutzig aussehenden Hand einen Kugelschreiber über das Blatt führte, etwas kritzelte, das ich nicht lesen konnte, den Zettel abriss, mir entgegenhielt und dabei sagte: „Didiram“. Der äußeren Erscheinung nach war der Mann berberischer Abstammung, sprach also wahrscheinlich Schilh, eine südlich des Hohen Atlas verbreitete Berbersprache, von der ich mir nicht ein einziges Wort angeeignet hatte. Wie sollte ich auf das Wort „Didiram“ reagieren? Am besten wäre es wohl, einfach mit ihm zur Polizei zu gehen, da könnten wir alles klären. Also verschloss ich die Fahrertür, meine Papiere und den Geldbeutel hatte ich wie gewohnt um den Hals in einen Lederbeutel gebunden. Also los, zur Polizei. Ich hatte ja alles dabei.

Als ich einen Schritt in die Richtung des Amtsgebäudes tun wollte, hielt mich der Mann an meinem Hemdärmel zupfend zurück. Ich drehte ihm mein Gesicht zu, sah ihm verständnislos in die Augen. Er schüttelte mit dem Kopf, zeigte dabei auf die Polizeistation und wiederholte „Didiram“, hielt mir dabei den zerfledderten Zettel entgegen und ergänzte ein englisches Wort, das er mit französischem Slang aussprach: „Parking“.

Mir Idiot ging erst da ein Licht auf: Der gute Mensch hatte mich zu einem freien Parkplatz gewiesen und verlangte nun zehn Dirham, auf Französisch: Dix Dirham! Mir fiel ein riesiger Felsbrocken aus der Brust, mein Atem normalisierte

sich sofort, Adrenalin stieg in ungekannte Höhen, fast hätte ich lauthals gelacht, konnte mich aber gerade noch zurückhalten; denn das wäre ganz sicher missverstanden worden.

Erleichtert griff ich zu meinem Geldbeutel, gab dem Mann sein wohlverdientes Salär, legte noch einen Dirham drauf, wir lachten uns herzlich an. Ich schüttelte meinem Parkplatzzeiger mit beiden Händen seine, nun lachte auch er, wir sahen uns in die Augen. Daraufhin gab er mir durch einen Fingerzeig in eines seiner Augen, den er sofort auf den Unimog lenkte, zu verstehen, er werde auf mein Auto aufpassen. Ich schüttelte ihm nochmals seine wie Sandpapier raue und schwielige Hand und dankte ihm für das Angebot auf Französisch, was er offensichtlich verstand, weil er die rechte Handspitze an seine nicht vorhandene Dienstmütze führte und zu meiner Überraschung ein unterwürfiges „Jawoll Scheff“ äußerte.

Mesoud war sein Vorname, wie er mir sagte. Wir wurden zuverlässige Bekannte, er meinte, wir seien die besten Freunde. Jedenfalls konnte ich mich darauf verlassen, dass er in den zehn Jahren, die ich Marokko bereiste, jedes Mal heftig winkend und wedelnd auf meinen Unimog zugerannt kam, wenn ich diese Stadt besuchte. Kein einziges Mal musste ich nach einem Parkplatz suchen. Immer war einer für mein großes Auto frei. An einem Tag fuhr sogar ein Polizeibeamter seinen Streifenwagen zur Seite, um Platz zu schaffen. Mesoud hatte also offensichtlich einen nicht unerheblichen Einfluss. Übrigens war es eigentlich überhaupt niemandem gestattet, vor dem Polizeirevier zu parken, der nicht beamtet war.

Beim ersten Besuch mussten sich meine Sinne nach dem Einparken erst einmal neu orientieren. Durch den Stress vor der Polizeistation, den ich unsinnigerweise empfunden hatte, hatte ich alle Gerüche und optischen Eindrücke, die dieser